

Global-lokaler Alltag unter Bedingungen von Refiguration

Polykontexturales Homemaking in Berliner Unterkünften für geflüchtete Menschen

Anna Steigemann, Philipp Misselwitz

Einleitung: Widersprüchliche Vorstellungen von Zuhause in Berliner Unterkünften für geflüchtete Menschen

An einem sonnigen Nachmittag auf dem ehemaligen Berliner Flughafen Tempelhof (Mai 2018) baute unser Forschungsteam gemeinsam mit den BewohnerInnen der Tempohomes Tempelhofer Feld (einer Containerdorfunterkunft) und Studierenden der TU Berlin Holzbänke und Pflanzkisten für die Außenräume der Flüchtlingsunterkunft¹. Gegen Ende der Veranstaltung begannen immer mehr Kinder und Jugendliche mit den übrig gebliebenen Holzstücken, Werkzeugen und anderen Baumaterialien zu spielen. Ein etwa zehn Jahre altes Mädchen fragte mich, ob sie eine der übrig gebliebenen Tomatenpflanzen »zu ihrem Zuhause« mitnehmen dürfe und ob ich ihr helfen könne, die recht große und schwere Pflanze dorthin zu tragen. Natürlich, sagte ich, und fragte sie, wo sie wohne. Sie zögerte, einen Ort innerhalb des abgezaunten Containerdorfes zu benennen. Stattdessen nahm sie meine Hand und zog mich am Ärmel in die Richtung, in der ich ihren Wohnort vermutete. Plötzlich stürzte sie auf einen der Containerkomplexe zu, zeigte mit dem Finger darauf und rief »das ist mein Zuhause«. Das »Zuhause« bestand aus drei Containern. Unter

1 »Flüchtling« und »Flüchtlingsunterkunft«/»-unterbringung« sind die offiziellen Bezeichnungen des Berliner Landesamts für Flüchtlingsangelegenheiten (LAF, <https://www.berlin.de/laf/wohnen/informationen-zum-betrieb-von-unterkuenften/qualitaetssicherung/>). In unserer Forschung benutzen wir bevorzugt die Terminologie »geflüchtete Menschen«, für die Unterkünfte und Unterbringungspolitikern allerdings die Verwaltungsbegriffe des LAF.

der Überdachung am Eingang im mittleren Container lagerten Fahrräder, Schuhe, Schirme und Spielzeug. Eines der Fenster des rechten Containers hatte einen Spitzenvorhang. Die anderen Fenster waren unbedeckt und erlaubten einen direkten Blick in das Innere. Dort sah ich eine Frau und einen Mann auf zu einem »Sofa« aufgeschichteten Matratzen und Teppichen sitzend, vor einem Fernseher, auf dem eine arabische Telenovela lief. Im Hintergrund befanden sich Etagenbetten, in einer Ecke Besteck und Werkzeuge und in der anderen blaue Müllsäcke mit Kleidung. Der mittlere Container mit der offenen Eingangstür hatte eine fest installierte Küchenzeile mit Herd, Kühlschrank, einem Einbauschrank sowie einem kleinen Tisch. Die Mutter des Mädchens kam auf uns zu und war beim Anblick einer fremden Person in Begleitung ihrer Tochter sichtlich überrascht. Mir war die Situation unangenehm und ich versuchte, mein Erscheinen zu erklären. Das Mädchen übersetzte ins Arabische. Die Mutter schien von der Idee der Tomatenpflanze des Mädchens nicht sonderlich begeistert zu sein. Sie verwies darauf, dass es keinen Platz und keine Verwendung für die (noch unreife) Tomate gäbe. Trotzdem winkte sie mich in die enge Küche, wo es tatsächlich keinen einzigen freien Platz zum Abstellen der Pflanze gab. Am Ärmel zog mich das Mädchen weiter in die seitlichen Container, die als kombinierte Wohn- und Schlafzimmer der Familie genutzt wurden. Nun stand ich inmitten all der persönlichen Güter der Familie, Stapel frischer und Haufen von benutzter Kleidung, Dokumenten, Schulaufgaben, Spielzeug, Bildern. Schnell warf die Mutter eine Decke und ein Handtuch über die Kleidung auf den Stockbetten und dem Boden, um ihre privaten Sachen zu verdecken. Ich entschuldigte mich für meine Anwesenheit und versuchte das Mädchen zu überzeugen, die Tomatenpflanze mit nach draußen zu den Pflanzkästen zu nehmen, für die sie ja eigentlich bestimmt wäre. Widerwillig folgte sie mir und bestand darauf, dass sie die Tomate nicht in die gemeinsamen Pflanzkisten, sondern neben die Eingangstür ihres Hauses pflanzen wolle, »weil es meine Tomate ist und ich die Tomaten zu Hause pflücken möchte«. Als Kompromiss ließ ich die Pflanze auf der Veranda des »Zuhauses« stehen, und das Mädchen eilte sofort nach drinnen, um einen Topf mit Wasser zu füllen, mit dem sie ihre neue »eigene Zimmerpflanze« gießen könnte.

Dieses ethnografische Memo beschreibt eine unserer ersten Begegnungen mit BewohnerInnen des temporären, 2016 eröffneten und 2019 abgebauten Containerdorfes »Columbiadamm« in Berlin-Tempelhof. Es verdeutlicht die Spannung zwischen der Anordnung der modularen Container, die nach strengen Gestaltungsrichtlinien, vordefinierten Standards und Regeln gebaut und gemanagt wurden, und den Versuchen der BewohnerInnen, diese Anordnungen

ihren individuellen Bedürfnissen anzupassen, neu zu arrangieren, zu gestalten und zu beleben. Aufgrund der normativ geregelten Ordnung für das Zusammenleben und Wohnen im Containerdorf muss diese Aneignung ständig neu von den BewohnerInnen verhandelt werden. Das Memo zeigt auch, dass der Begriff »Zuhause« mit all seinen Ambiguitäten und seinen je nach Kontext und Akteur differierenden Normativitäten mehrdimensional verschiedene Bedeutungen umfasst und dabei subjektiv immer wieder neu konstruiert und verhandelt wird. Dennoch scheint »Zuhause« und »sich ein Zuhause einrichten« eine zentrale Rolle einzunehmen – trotz der extremen Ungewissheit der Bleibemöglichkeiten der BewohnerInnen. Dabei wird deutlich, dass das Verständnis und das praktische Gestalten von Zuhause in diesen extremen Lebensumständen besonders translokal, polykontextual und durch mehrere temporäre Gleichwertigkeiten geprägt ist und ausgehandelt wird.

Konzeptualisierungen von Zuhause und SichEinrichten als konkrete räumliche Praktiken

Dieser Beitrag versucht, ein besseres Verständnis des komplexen, durch konkrete räumliche Praktiken konstituierten Prozesses des Sich-Einrichtens und Sich-ein-Zuhause-Machens Geflüchteter unter Bedingungen von Refiguration anhand ausgewählter ethnografischer Beispiele zu entwickeln. Hierbei werden zeichnerische Dokumentationen der praktischen Aneignungen als architektonische Forschungsmethoden genutzt, um die bereits bestehenden und sehr lebhaft diskutierten sozialwissenschaftlichen Debatten zum Begriff Zuhause (als *home* und *homemaking*) über den Fokus auf soziale Netzwerke und Beziehungen, Zugehörigkeit und Kohäsion hinaus zu erweitern (vgl. hierzu Weidenhaus/Korte und Blokland/Schultze in diesem Band). Unsere Arbeit baut dabei auf den folgenden Annahmen auf:

Erstens definieren wir Zuhause weder als Gefühl noch als Zustand oder soziale Einbindung (z.B. über die Familie), noch setzen wir ein Zuhause mit einem konkreten Gebäude, räumlichen Konfiguration oder Ort gleich. Stattdessen gehen wir von einem praxisorientierten Begriff aus, in dem Zuhause durch konkrete räumliche Praktiken (vgl. Mallet 2004: 62) operationalisiert wird: »home starts by bringing some space under control« (Douglas 1991: 289). Somit versuchen wir auch eine dichotome Unterscheidung von »Zuhause« und »unterwegs« zu vermeiden. Mit Sara Ahmed (1999) und Doreen Massey

(1992, 1994) begreifen wir Zuhause nicht unbedingt als fixiert, sondern als Zustand der räumlichen Zugehörigkeit, auch wenn er zugleich Mobilitäten und die Anwesenheit von Fremden einschließt. Das Zuhause kann so gleichzeitig als fremd und vertraut erlebt werden. Nach Ahmed (1999) kann das Zuhause in temporären Flüchtlingsunterkünften prozessual konzeptualisiert werden und umfasst immer auch soziale Begegnungen zwischen denen, die dort sind, die ankommen, die gehen, und denen, die abwesend sind. Dieser Ansatz baut auch auf früheren Forschungen zu Prozessen des sozialen, kulturellen und materiellen Ankommens in Flüchtlingsunterkünften auf (Sanyal 2012, 2014; Misselwitz 2009; Al-Kilani 2014; Achilli 2015). Der Vergleich zwischen Prozessen des Ankommens und des Zuhauseemachens (*homemaking*) ist ebenfalls nicht unüblich (vgl. Brun/Fabós 2015). Wir gehen hierbei allerdings nicht von einer Normalisierung und Routinisierung von prekären Situationen Geflüchteter aus, sondern verstehen diese Praktiken als Stabilisierungsversuche: »normal in the sense that it is what there is most, but it does not become normal in the sense that this is how things should be« (Vigh 2008: 8). Daher interpretieren wir die Normalisierung auch als eine Phase der Re-Subjektivierung und Re-Emanzipation nach einer traumatischen Flucht (Agier 2008, 2010, 2011, 2016).

Zweitens gehen wir davon aus, dass die konkreten räumlichen Praktiken Geflüchteter auch als Objektivierungen von Raumwissen von Zuhause betrachtet werden können. Durch die Analyse der materiellen Konstellationen und wie diese die täglichen Routinen wie Essen, Schlafen oder den Empfang von Gästen strukturieren, lässt sich rekonstruieren, wie sich das Raumwissen Geflüchteter am Ort des Asyls verändert und anpasst und so graduell neue translokale und multikontextuelle Routinen entstehen, die typisch für ein Zuhause an einem temporären Ort sind. Diese betrachten wir wiederum als Resultat eines dynamischen Hybridisierungsprozesses, der auch auf die Routinen an früheren Wohnorten sowie Orten und Erfahrungen entlang der Fluchtrouten verweist. Obwohl die deutsche Stadtforschung begonnen hat, sich mit der sozialräumlichen Verteilung und den Architekturen der sogenannten Gemeinschaftsunterkünfte für Asylsuchende zu befassen (vgl. Dalal et al. 2018; Kreichauf 2014, 2018), ist das räumliche Handlungspotenzial der Geflüchteten und insbesondere ihr Raumwissen bisher noch kaum Forschungsgegenstand: »Refugee spaces are emerging as quintessential geographies of the modern, yet their intimate and everyday spatialities remain underexplored.« (Sanyal 2014: 558) Aus diesem Grund verlagern wir unseren Schwerpunkt auf die Zu-

rückerlangung von Handlungsmacht von Geflüchteten über Alltagsroutinen und »through ›producing spaces‹ both physically and politically« (ebd.: 558). Wir verstehen *homemaking* also als einen Prozess, in dem die Geflüchteten ein Gefühl der Würde, Sicherheit und Geborgenheit durch Selbstversorgungs- und Gestaltungspraktiken erreichen, wenngleich sie so auch nur temporär einer Situation ständiger Überwachung und Kontrolle entkommen.

Drittens betrachten wir die Not- und Gemeinschaftsunterkünfte als Teil offizieller »Ankunftsinfrastrukturen«: »those parts of the urban fabric within which newcomers become entangled on arrival, and where their future local or translocal social mobilities are produced as much as negotiated [...] challenging the dominance of national normativities, temporalities, and geographies« (Meeus et al. 2019: 1f.). Damit wird das Sich-ein-Zuhause-Machen in Flüchtlingsunterkünften als ein permanenter Aushandlungsprozess zwischen dem Handlungspotenzial der Geflüchteten auf der einen Seite und den bestehenden Normen und Regeln, der normativen und physisch strukturierenden Ordnung und den Formen der (materialisierten) Kontrolle auf der anderen Seite – den allgegenwärtigen *care and control*-Regimen mit ihren disziplinierenden, regulierenden und kontrollierenden Impulsen interpretiert (Feldman/Ticktin 2010; Pallister-Wilkins 2015). Die Berliner Notunterkünfte werden so als vorstrukturierte Reibungs- und Konflikt-räume betrachtet, deren räumliche und soziale Analyse die unterschiedlichen Rationalitäten und konfligierenden räumlichen Wissensbestände von AkteurInnen des Migrations- und Versorgungsregimes einerseits und den BewohnerInnen andererseits aufzeigt.

Viertens verwenden wir Catherine Brun und Anita Fabós' (2015) Konzeptualisierung von »home« als triadische Konstellation, um die miteinander verknüpften Implikationen des Sich-Einrichtens unter langwierigen und schwierigen Bedingungen von Flucht und Vertreibung zu beschreiben, die auch als permanenter Zwischenzustand (»permanent temporariness«, Yiftachel 2009) bezeichnet wird. Sie unterscheiden dabei zwischen »home« als alltäglicher Praxis, »Home« als einer Reihe von Werten und Traditionen, Erinnerungen und subjektiven Gefühlen von Zuhause und »HOME« als institutionalisierten Normen und Vorschriften, die bestimmen, wie die BewohnerInnen von Notunterkünften regiert, überwacht und diszipliniert werden. Auch wenn sich die Situation in den Berliner Notunterkünften von den großen Flüchtlingscamps des globalen Südens, die Brun und Fabós untersucht haben, qualitativ und quantitativ unterscheidet, hilft diese Differenzierung

die räumlichen Praktiken der Geflüchteten als das hybride Ergebnis der pragmatischen Aneignung der Bedingungen des neuen Asyl- und Ankunfts-orts, entlang der Fluchtroute und der unter Umständen idealen Situation und Konzeption von Zuhause am vorherigen Wohnort vor der Flucht und des Kriegsbeginns zu verstehen. Gleichzeitig verkörpern die räumlichen Praktiken immer auch das jeweilige Aushandeln und Verhandeln mit den Gegebenheiten und Kontrollregimen, mit institutionellen und strukturellen Zwängen, wie sie etwa vom Berliner Verwaltungsregime produziert werden.

Dieser Beitrag führt zunächst kurz in den Kontext der Berliner Flüchtlingsunterbringungspolitik ein. Anschließend analysieren wir drei räumliche Situationen in denen Geflüchtete Unterkünfte in ein »Zuhause« verwandeln und die wir als Objektivierungen hybrider räumlicher Wissensbestände interpretieren, die in Bezug zum Herkunftsort sowie den während der Flucht und dem Ankommen in Berlin gemachten Erfahrungen stehen. Unter Verwendung von Brun und Fabós' Konzept von »home«, »Home« und »HOME« wird im Anschluss dargelegt, wie Geflüchtete ihre neue städtische Umgebung physisch und sozial wahrnehmen, sich an sie anpassen, sie aneignen und verändern und wie diese Prozesse des Sich-Einrichtens mit den humanitären Logiken und technokratischen Notfallmanagementansätzen der (temporären) Orte des Asyls kollidieren. Zuletzt werden die Ergebnisse hinsichtlich ihrer Praxisrelevanz und im Hinblick auf die Theorie der Refiguration (Löw/Knoblach 2019) reflektiert.

Während unserer ersten Feldforschungsphase vom Frühjahr 2018 bis zum Sommer 2019² führten wir sowohl Tiefen- als auch narrative Interviews und in den Alltag eingebundene Gespräche mit mehr als 30 BewohnerInnen in fünf ausgewählten Berliner Unterkünften. Die meisten unserer Interview- und ForschungspartnerInnen kamen nach einer längeren Flucht meist über die Balkanroute aus Syrien 2015 und 2016 in Berlin an. Zudem führten wir bereits seit 2017 Interviews mit Personen³, die zunächst über mehrere Monate in Ankunftszentren und Erstaufnahmeeinrichtungen, dann in Sam-

2 Die Feldarbeit unseres Teilprojekts »Architekturen des Asyls« des DFG Sonderforschungsbereiches 1265 »Re Figuration von Räumen« wurde von den beiden AutorInnen, dem Doktoranden Ayham Dalal, drei studentischen Hilfskräften und Studierenden, die zum Teil auch Arabisch sprechen, durchgeführt.

3 Während wir eng mit Geflüchteten aus Syrien zusammenarbeiteten (die Hälfte beschrieb sich als kurdische und palästinensische SyrerInnen), arbeiteten wir auch mit Menschen aus dem Irak, Iran und Afghanistan zusammen, da sie sich häufig mit den syrischen Geflüchte-

melunterkünften, dann wiederum in den damals neuen Tempohomes und schlussendlich seit 2019 in modularen Unterkünften in der ganzen Stadt untergebracht waren und teils mehrmals zwischen verschiedenen Tempohomes und modularen Unterkünften umziehen mussten oder denen es anschließend gelang, in Einzelwohnungen zu ziehen. Die Forschung konnte allerdings erst nach längerer Verhandlung mit den lokalen Behörden und in enger Zusammenarbeit mit SozialarbeiterInnen und verschiedenen Initiativen beginnen. Dabei wurde versucht, ein Sample zu erstellen, das sowohl verschiedene Bautypologien als auch unterschiedlich strukturierte Wohnumgebungen abdeckt. Die sechs Fallunterkünfte sind sowohl in innerstädtischen ethnisch und sozial gemischten als auch in weniger diversifizierten und eher randstädtisch gelegenen Quartieren angesiedelt. Während der Feldforschung begleiteten wir die BewohnerInnen durch ihren Alltag innerhalb und außerhalb der Unterkünfte und kartierten und zeichneten gemeinsam mit ihnen diejenigen Räume und Orte, die räumlichen Anordnungen und Gegenstände, die für sie und ihr Zuhause und das SichEinrichten wichtig waren. Darüber hinaus sprachen wir mit SozialarbeiterInnen, Sicherheitskräften und den Betreibern, wie auch mit den zuständigen PlannerInnen und ArchitektInnen, um ihre Ideen, Vorstellungen, Visionen und Leitbilder, wie auch damit verbundenes räumliches Wissen, Planungs- und Organisationspraktiken zu analysieren. Ebenso wie die Unterkünfte selbst, wurden auch die InterviewpartnerInnen theoretisch gesampelt; dabei wurde versucht, demografische Auskünfte zu erheben, um stereotypisierende Aussagen und Kategorisierungen zu vermeiden. Aufgrund der hohen Fluktuation in den Unterkünften entschieden wir uns für die iterative *grounded theory* Methode nach Barney Glaser und Anselm Strauss (2017 [1967]), für das Sampling von Standorten und InterviewpartnerInnen, der Datengenerierung, -analyse und -interpretation. Damit wurde methodisch, aber auch forschungsethisch ermöglicht, die subjektiven, räumlichen Praktiken und das subjektive Wissen der Geflüchteten selbst in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen. Somit wurden sozialwissenschaftliche qualitative Methoden mit räumlichen Erhebungsmethoden aus der Architektur- und Stadtforschung kombiniert, wodurch die physischen, materiellen, sozialen und symbolischen Aneignungsprozesse der Geflüchteten in ihren global-lokalen Alltag

ten die Unterkünfte und teils auch einzelne Containerunterkünfte teilten und wir sie nicht von unseren Aktivitäten ausschließen wollten.

integriert erhoben und zugleich auch neue hybride Praktiken und Wissensbestände aufgedeckt werden konnten.

Ankommen in Berlin. Die Unterbringungspolitik von Geflüchteten in Berlin seit 2015 und die damit verbundenen Organisations-, Management und Planungsansätze

Seit 2016 wird die Unterkunft und Versorgung von Geflüchteten in Deutschland auf kommunaler Ebene organisiert und verwaltet, wobei die politischen und gestalterischen Reaktionen und Spielräume der einzelnen Städte sehr unterschiedlich ausfallen und ausgelegt werden. In Berlin beginnt die Unterbringung zunächst in Erstaufnahmeunterkünften bzw. »Ankunftszentren«, die vom Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten (LAF) verwaltet werden, welches danach die Neuankommenden den Bezirken und bestimmten Unterkunftsformen zuteilt (LAF 2017). Von den rund eine Million Geflüchteten, die 2015 nach Deutschland kamen, wurden etwa 55.000 in Berlin registriert. 2019 sind nach offiziellen Angaben 77.423 AsylbewerberInnen registriert (Bericht des Berliner Senats, 2018), von denen etwa 22.000 in offiziellen Flüchtlingsunterkünften untergebracht sind (LAF 2019). Seit 2015 wurden die bürokratischen Versorgungsroutinen und Unterbringungsstrategien in Berlin stark weiterentwickelt. Während zu Beginn viele Geflüchtete in Notunterkünften (darunter kommunale Gebäude wie Schulen, Sporthallen, leerstehende Verwaltungs- und Industriegebäude, Hotels, Hostels, Pensionen oder Notzelte) untergebracht wurden, gelang es durch einen organisatorischen Neustart durch Gründung des LAF schließlich, die Unterbringung von Geflüchteten und Asylsuchenden durch temporäre Containerlösungen zu »normalisieren« (LAF Interview 2018). 2016 wurden erstmals Container in sechs sogenannten LaGeSo-Dörfern für 2.200 BewohnerInnen eingesetzt (oft auch als Containerdörfer bezeichnet). Da sich diese Lösung als unzureichend und sehr kostspielig erwies, begann das LAF mit einer weiteren, verbesserten Container-basierten Gestaltungslösung für 18 weitere Standorte – den sogenannten Tempohomes. Im Gegensatz zu den zweistöckigen LaGeSo-Dörfern waren die Tempohomes einstöckig und basierten auf kleinen wohnungsähnlichen Einheiten aus jeweils drei Containern mit integrierter Kochgelegenheit und Bad. Später wurden auch Vordächer und Außeninfrastruktur wie Spielplätze oder Gemeinschaftseinrichtungen zu einem Designstandard. Alle 24 Berliner Standorte sind zudem

von Zäunen umgeben und werden von Sicherheitskräften von unterschiedlichen unabhängigen Dienstleistern mit kurzfristigen Managementverträgen bewacht. Gemäß den Vorschriften für die vorübergehende Nutzung wurden die Standorte zunächst für drei Jahre genehmigt. Während des Erstellens dieses Artikels Anfang 2020 zeigte sich jedoch, dass die Genehmigungen für viele Standorte um weitere Jahre verlängert wurden (LAF Interview 2019), sodass die Zukunft weiterhin ungewiss bleibt. Ein Grund für die Ausnahmegenehmigungen zum Weiterbetrieb liegt darin, dass langlebigere Wohnraumlösungen für Geflüchtete (sogenannte MUFs; Modulare Unterkünfte für Geflüchtete), die bereits seit 2016 konzipiert wurden, deutlich in Verzug gerieten. Die Politik der Abtrennung und Einzäunung sowie die oft dezentralen und schlecht angebundenen Lagen von Flüchtlingsunterkünften wurden in Berlin kontrovers diskutiert. Von AktivistInnen und PlanungsexpertInnen wurde unter Verwendung des Begriffs »campization« (Kreichauf 2018) auf die Spannungen mit den umliegenden Nachbarschaften hingewiesen, die diese Isolation und Exponierung befördere. Tatsächlich gab es am häufigsten Feindseligkeiten an den Standorten, an denen Tempohomes oder LaGeSo-Dörfer in Nachbarschaften von überwiegend einkommensschwachen BewohnerInnen mit Infrastruktur- und Versorgungsmängeln angesiedelt waren. All diese Faktoren trugen deutlich zu dem Zustand der »permanent temporariness« (Yiftachel 2009) bei, der einen einschränkenden und disziplinierenden institutionalisierten Kontext von »HOME« beschreibt (Brun/Fabós 2015).

Homemaking als explizit räumliche Praxis

Im Folgenden ziehen wir die drei Dimensionen »home«, »Home« und »HOME« von Brun und Fabós (2015) zur Analyse von drei konkreten räumlichen Praktiken heran. Im ersten Fall wird analysiert, wie eine geflüchtete Familie die alltäglichen Essensroutinen in einer vormöblierten Containerwohnung im LaGeSo-Dorf Ostpreussendamm aushandelt. Der zweite Fall zeigt verschiedene Praktiken der räumlichen Aneignung, bei der die Eingänge zu den Containerwohnungen im Tempohome in der Wollenberger Straße mit einem Garten, Bänken und Bildschirmen umgestaltet werden. Diese Praktiken des *homemakings* und der persönlichen Aneignung des temporären Zuhauses rufen immer wieder Konflikte mit den Regeln und Vorschriften des Tempohome-Managements hervor, was als Konfliktverschiebung im

Kontext größerer Aushandlungen um Zugehörigkeit und Akzeptanz gedeutet werden kann. Im dritten Fallbeispiel analysieren wir den Versuch von BewohnerInnen im Tempohome Columbiadamm, sich verschiedene Teilräume und Dimensionen des öffentlichen Raums anzueignen, was immer wieder mit den formalen Bestimmungen, Regelwerken und Gestaltungsansätzen für den öffentlichen Raum kollidiert. Alle drei Fälle zeigen, wie räumliches Wissen durch räumliche Praktiken geformt und neu konfiguriert wird.

Wie wird Privatsphäre im global-lokalen Alltag verhandelt? Fallbeispiel Tischroutinen und Essensorganisation

Die Gestaltungsrichtlinien für Tempohomes (LAF 2020) regeln die Aufstellungsanordnung von Containern, sowie die Positionierung von Eingangsportalen, Türen, Fenstern sowie allen Inneneinrichtungselementen. Drei Container sind jeweils zu einer Wohneinheit zusammengefasst, die aus einer Zentraleinheit mit Eingang, Kücheneinrichtungen und Bad/Toilette besteht mit je einer Tür nach links und rechts zu je einem Container, mit Einzel- oder Etagenbetten, einem kleinen Tisch und Metallschränken. Dieser Container-Cluster ist das Resultat eines ersten Lernprozesses der zuständigen Behörden seit 2015 und soll den BewohnerInnen mehr Privatsphäre, Sicherheit und wohnungsähnliches Leben ermöglichen und somit ihren Integrationsprozess fördern. Dieses »HOME« (Brun/Fabós 2015) umfasst strikte Vergaberichtlinien, die festlegen, ob eine Einheit an eine Familie übergeben oder als gemeinsame Einheit von einzelnen Erwachsenen genutzt wird. Diese Regeln legen auch fest, dass alle Möbel innerhalb der Einheit verbleiben müssen, egal ob diese genutzt werden oder nicht. Allerdings gelang es den BewohnerInnen, die Containersettings umzuwandeln und an ihre persönlichen Bedürfnisse, an ein »Zuhause« anzupassen. Einige beschlossen, die Betten in einen Container zu tragen, der so zu einem gemeinsamen Schlafzimmer wurde, und den anderen Container als Wohnzimmer zu nutzen. Den BewohnerInnen wird allgemein von Dekoration und zusätzlichen Möbeln abgeraten, wobei die lokalen Betreiber die Regeln auch jeweils abweichend auslegen, und es finden unangekündigte Kontrollbesuche statt, die in einigen Fällen mit Geldstrafen verbunden sind. Dennoch beobachteten wir räumliche Aneignungspraktiken in Form vielfältiger und ausgefallener Dekoration und Einrichtung.

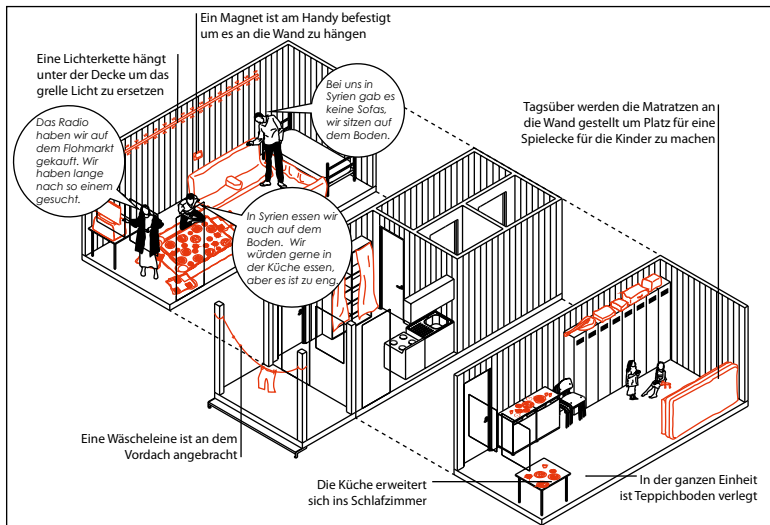


Abb. 1: Räumliche Ausstattung innerhalb eines Tempohomes. Darstellung: Architectures of Asylum Team | Technische Universität Berlin 2019.

Die meisten der beobachteten alltäglichen Aktivitäten finden aus Mangel an adäquaten Möbeln und Platz im Container auf dem Boden oder auf den Stockbetten statt und werden durch Improvisationen und geschicktes Umbauen und Arrangieren mit den räumlichen und materiellen Gegebenheiten durchgeführt (Abb. 1). Dadurch entstehen flexible, räumliche Mehrfachnutzungen: Ein Bett wird zum HausaufgabenMachen, Essen, Plaudern, zum Bügeln und Falten von Kleidung und zum Spielen benutzt; Kleidung und Papiere werden unter Matratzen gelagert oder hängen an den oberen Etagenbetten, als Wäscheleinen werden Zäune und an die Container gespannte Schnüre im Freien verwendet. Soweit es die finanziellen Mittel erlauben, kaufen die BewohnerInnen Vorhänge oder zusätzliches Besteck, Teppiche, (Sitz-)Kissen und andere Möbel und Dekorationsartikel. Was für Außenstehende oft als Räume begrenzter Selbstbestimmung und Autonomie erscheinen mag, kann jederzeit durch unangekündigte Besuche von Sicherheitspersonal oder der Unterkunftsleitung, durch die Verhängung von Bußgeldern und Verboten, mit Demontage von Möbeln oder Dekoration unter Berufung auf die Brandsicherheit oder andere Verstöße gegen das Regelwerk und den Gestaltungscode der Unterkünfte ad hoc dekonstruiert werden. Wie sehr die räumlichen

und gestalterischen Vorgaben und Vorstellungen seitens des Senats, des LAFs und der Betreiber den Alltag der BewohnerInnen wie auch ihr Wohlgefühl negativ beeinträchtigen, zeigt sich darüber hinaus auch an der Dekoration seitens der Betreiber. So beschwerte sich eine Interviewpartnerin:

»Ich mag dieses Bild in meinem Zimmer nicht. Stellen Sie sich vor, dass wir hier nichts ohne die Erlaubnis der Sozialarbeitenden ändern dürfen! Deshalb wickle ich es in Plastikfolie ein, weil ich es nicht gerne sehe ... und wenn ich weiß, dass sie [die Sozialarbeitenden] zu Besuch kommen, entferne ich vorher einfach die Folie.«

Der oft harsche und komplizierte Aushandlungsprozess zwischen den Vorstellungen von »Home« und dem Regelkomplex von »HOME« zeigt sich insbesondere an der Organisation gemeinsamer Mahlzeiten in den Container-einheiten. Gegessen wird oft in größeren Gruppen, häufig lädt die in dem jeweiligen Containerkomplex wohnende Familie auch andere BewohnerInnen der Unterkunft zum Essen ein. Der vom LAF bereitgestellte Tisch ist allerdings nur für zwei Personen ausgelegt, nicht für eine größere Gruppe oder mehrköpfige Familien. Deshalb arrangieren BewohnerInnen in vielen Fällen die Möbel um, um auf dem Boden Platz zum gemeinsamen Essen zu schaffen und verschönern und polstern den Boden mit einem Teppich. Die BewohnerInnen erklären ihre räumliche »Lösung« oft als eine Mischung aus Pragmatismus – »wo sonst können wir essen« – und einer Vorstellung von »Home«, die sich auf ihr Zuhause in Syrien oder im Irak bezieht: »Wir haben früher auf dem Boden gegessen und tun dies auch hier, damit wir uns zu Hause fühlen«. In den Interviews und Besuchen in den Containern während der Essenszeiten äußern sich die BewohnerInnen jedoch auch beschämt und betonen, dass sie »gerne wie Deutsche alle an einem Tisch essen würden«, und versuchen tatsächlich, dies wo immer möglich zu tun. Parallelen zu Routinen und Alltagsleben deutscher Familien werden in den Erzählungen um momentane Einrichtungen und Zukunftsaspirationen über ein Zuhause in Berlin häufig gezogen. In den Interviews werden dabei immer wieder die deutschen Fahnen gezeigt, mit welchen der Container dekoriert ist. Auch betonten die InterviewpartnerInnen, dass sie »früher« immer schon zusammen gegessen haben und frustriert sind, dies im Container nicht tun zu können. In vielen Fällen schienen sich die Essensarrangements täglich oder wöchentlich zu ändern. Wir interpretieren dies nicht nur als einen Konflikt zwischen dem Wunsch nach Selbstversorgung und institutionellen Zwängen, sondern auch hin-

sichtlich der dynamischen, sich immer weiterentwickelnden Vorstellungen von »Home« als destabilisierte hybride Mischung aus vergangenen und neuen Erfahrungen, Erinnerungen, Traditionen und dem Streben nach Emanzipation und Status in der neuen Umgebung. Die konkrete räumliche Organisation von Mahlzeiten wird somit zu einem Prozess, durch den vergangene und gegenwärtige Identitäten miteinander abgeglichen und neu verhandelt werden (Abb. 2). Die Interviews zeigen auch wie sich die räumlichen Praktiken während des gesamten Aufenthalts stark verändert haben und weiter verändern, je nach Grad der (Un-)Gewissheit einer positiven Entscheidung über Asylantrag und Bleibeperspektive, nach Zugehörigkeitsgefühl und nach Aussicht auf eine alternative oder längerfristige Unterbringung in der aktuellen Unterkunft oder an anderen Standorten und Wohnformen in Berlin.



Abb. 2: Familienessen mit dem Tisch im Hintergrund in der Unterkunft Wollenberger Straße. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.

Neustrukturierung von Eingängen als Raumgewinnung und Raumaneignung

Die Container als erste, wenn auch nur zeitlich begrenzte »Wohnungen«, wie auch als erste städtische Teilräume, die von Geflüchteten angeeignet und geprägt werden, stellen mehr als nur Schutz- und Unterbringungsräume dar, da sie zugleich der wichtigste (Ankunfts-)Raum für die Erholung von der an-

strengenden und oft traumatisierenden Flucht und auch erste Berührungsräume/-orte am neuen Asylort sind. Sie sind wichtige städtische Ankunftsinfrastrukturen (vgl. Meeus et al. 2019; Steigemann 2019). Als solche sind sie Räume des ersten informellen sozialen Austauschs mit bereits bekannten oder verwandten, aber auch unbekannten Menschen in mehr oder weniger privater Umgebung. Das soziale Leben in und um die Container prägt den gesamten Ankunfts- und Integrationsprozess: Um dieses umso bedeutsamere soziale Leben in den Containern vor unangemeldeten Besuchen oder vor den neugierigen Blicken von PassantInnen zu schützen, versuchen viele der BewohnerInnen, Vorhänge an der Innenseite der Türen anzubringen, die Fensterläden herunterzulassen oder die Vorbauten zu verschließen. Dieser Sichtschutz ist besonders wichtig für diejenigen praktizierenden Muslima, die nur in privaten sichtgeschützten Räumen das Kopftuch ablegen (Abb. 3-7).



Abb. 3: Räumliche Aneignungen vor einem Tempohome. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.

Die Eingangsbereiche und kleinen Vorbauten vor der Eingangstür der Containerkomplexe, die erst 2017 vom LAF im Rahmen von Designanpassungen angebaut wurden, bieten weitere Möglichkeiten für räumliche Anpassungen und Aneignungen: Viele BewohnerInnen hatten die Vorbauten mit Decken

abgehängt oder Plastikfolien und -planen organisiert, um sie in Übergangsbereiche zwischen der »öffentlichen« Zufahrtsstraße und dem privaten Innenraum ihres Containers zu verwandeln (Abb. 3). Durch diese Raumgewinnungsstrategie werden zusätzliche Funktionsräume geschaffen auf Basis des bestehenden globalen (da an anderen Orten entwickelten) und vor Ort lokal neu entwickelten bzw. weiterentwickelten Raumwissens: glokale Räume.



Abb. 4-6: Raumaneignung durch den Garten mit seinem alten und neuen Standort, bzw. das eingeebnete Gelände nach Entfernung des ersten Gartens. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.



Abb. 7: Räumliche Aneignung durch das Aufhängen von Kleidung. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2018.

Die Vorstellungen und Erfahrungen mit früheren Zuhause-Orten lassen sich anhand der Umgestaltung und Nutzung der Vorbauten und Eingangsbereiche einerseits als zusätzliche materielle Infrastruktur, aber auch als Symbol von persönlichem Raumgewinn und -aneignung interpretieren: Ein Bewohner der Tempohomes in der Wollenberger Straße verwandelte den Vorbau und die angrenzenden Grünflächen in einen kleinen kunstvoll angelegten und eingezäunten Garten, der ihn an sein Haus in Syrien erinnern sollte. Allerdings verlangten der Sicherheitsdienst und die Verwaltung der Unterkunft die Beseitigung des Gartens unter Hinweis auf die Brandgefahr durch die Versperrung der Tür und das Holzmaterial, das für den Zaun und die verlängerte Pergola verwendet worden war, bereits kurz nachdem er errichtet worden war. Nachdem der Bewohner sich weigerte, seinen mühsam angelegten Garten, der zum Treffpunkt für viele der BewohnerInnen geworden war, zu beseitigen, handelte er mit dem Betreiber der Unterkunft einen Kompromiss aus. Schließlich durfte er seinen Garten einige Meter von seinen Containern entfernt neu aufbauen. Allerdings musste er später selbst auch nochmals innerhalb der Unterkunft umziehen und nochmals verhandeln, dass er seinen Garten neu aufbauen und bepflanzen durfte. Mit jedem Umzug und jeder neuen Aushandlung erhielt der Garten neue Funktionen und Details, auch durch zusätzliche Materialien, die schrittweise an den jeweiligen Standort transportiert werden konnten. Auch aufgrund der zunehmenden Professionalisierung und seiner Funktion als sozialer Treffpunkt wagte es die Unterkunftsverwaltung schlussendlich nicht mehr, den Garten, trotz des Verstoßes gegen offizielle Regularien, infrage zu stellen. Für den Bewohner aber stellte der Bau und die spätere Verteidigung seines kleinen Gartens einen wichtigen Akt der Emanzipation, autarken Handelns, teilweise gewonnener Autonomie und Durchsetzens seiner Bedürfnisse und Rechte dar (Abb. 4-6).

Räumliche Aneignung, Gestaltung und Beanspruchung alternativer und zusätzlicher öffentlicher Räume in den Unterkünften

Das Containerdorf Columbiadamm ist bei Weitem das größte Tempohome Berlins: Hier waren bis Ende 2019 bis zu 1024 Personen in 256 »Container-Appartements« (LAF 2018) untergebracht.⁴ Die meisten BewohnerInnen sind aus Afghanistan, Irak und Syrien geflohen. Das fünf Quadratkilometer große Gelände ist vom benachbarten Erstankunftszenrum im ehemaligen Flughafengebäude und dem restlichen Flughafengelände und Feld, das als öffentlicher Park und Sportplatz genutzt wird, abgezaunt (LAF 2017). Durch die angrenzende öffentliche Grünfläche des Tempelhofer Flugfelds sind die Container stark den Blicken der PassantInnen und andern Parkbesuchenden ausgesetzt, weswegen viele der BewohnerInnen versuchten, Schirme und andere Sichtschutzmaßnahmen zu installieren. Die meisten BewohnerInnen empfinden den Zaun als umso mehr das Sozialleben exponierend, als Trennung zwischen drinnen und draußen, zwischen einem »Wir« und »Ihr«, einem »Ausnahmезustand« und der »normalen Stadt«, zwischen temporär und langfristig, einem »kontrollierten« und »freien Leben«. Aufgrund der exponierten Lage und Größe hat das LAF spezielle und kostspielige »Innovationen« bewilligt, die umfangreiche Holzterrassen zur Abdeckung von Kabeln sowie Wasser- und Heizungsleitungen zwischen den Containern und Möbel für den öffentlichen Raum wie Pergolen, Sitze und Bänke umfassen. Diese gut gemeinten Gestaltungsinnovationen sollen die Außenräume der Unterkunft humanisieren und neue Aufenthaltsräume außerhalb der Container schaffen, welche jedoch kaum angenommen werden – insbesondere aufgrund des hohen Sichtbarkeitsgrades und dem gefühlten Beobachtet- oder »Angestarrtwerdens«, wie es eine Bewohnerin nennt. Im Vergleich zu anderen sichtgeschützteren Unterkünften werden daher in diesem Containerdorf die neuen Holzverkleidungen und Pergolen auch nur wenig in den Alltag integriert und angeeignet, wie etwa indem Wäsche dort aufgehängt wird oder die Holzbauten als zusätzliche Stauräume umgebaut werden.

4 Ende 2019 wurde das Containerdorf »freigeräumt«. Da dies sehr schnell und ohne lange Vorankündigung geschah, konnten die AutorInnen nur zu einem Teil der InterviewpartnerInnen Kontakt halten, die in verschiedene andere Gemeinschaftsunterkünfte in Berlin verlegt wurden. Größtenteils wohnen sie nun in »Modularen Unterkünften für Flüchtlinge« (MUFs).

Auf die Frage, warum die aufwendig gestalteten Außenräume so wenig angenommen werden, erklärte das Verwaltungsteam, dass Personen, die jetzt in dieser Containersiedlung leben und die in den drei Jahren zuvor in den Notunterkünften keine Tür hinter sich schließen konnten, auch keine Selbstständigkeit und freie Aneignung kennen würden. Laut den interviewten Verwaltungsmitarbeitenden, »verbrachten [sie] Jahre in Notunterkünften und wurden dort zu völlig abhängigen Menschen gemacht«. Der neue Entwurf für die Tempohomes soll dazu beitragen, dass die BewohnerInnen wieder zu »unabhängigen, autonomen und verantwortungsbewussten Menschen [...] gemacht werden sollen«, wie eine Sozialarbeiterin anmerkte. Aber auch in den Tempohomes wird dieses Paradigma der top-down-»Erziehung« und »Sozialisierung« der BewohnerInnen zu »verantwortungsbewussten BürgerInnen« (Sozialarbeiterin) fortgesetzt, wenn auch in räumlich (vermeintlich) humaneren und großzügigeren Designlösungen. Die im Vergleich zu den Erstaufnahmeeinrichtungen klareren und »ansprechenderen« (Verwaltungsmitarbeiterin) Designlösungen ermöglichen den BewohnerInnen zwar zum Teil mehr Rückzug, die Container – die zum Teil mit fremden Personen geteilt werden müssen – intensivieren allerdings auch den Grad an Kontrolle und Disziplinierung im Lager. Wirkliche Räume für Selbstversorgung und Aneignung sind somit weiterhin kaum vorhanden. Plakate und Schilder auf den leeren Plätzen und Podesten auf dem Tempohome-Gelände Columbiadamm listen die allgemeinen Verhaltensregeln und viele Verbote auf. Für jede Art von Dienstleistungen, Schulungen, Weiterbildung, Angeboten, Reisen müssen sich die BewohnerInnen immer wieder neu in den Verwaltungscontainern auf dem Gelände registrieren lassen, oft verbunden mit längeren Wartezeiten. Externe BesucherInnen müssen dort angekündigt und ihre Personalausweis- oder Passnummer im Voraus eingereicht werden, bevor sie das Gelände betreten und die BewohnerInnen in ihren Tempohomes besuchen dürfen. Dies behindert, fragmentiert und unterbricht nicht nur den Alltag inner- und außerhalb der Unterkünfte, sondern macht den BewohnerInnen immer wieder bewusst, dass sie keine »normalen Stadtbewohnenden« sondern »stark kontrolliert und überwacht« sind (Columbiadamm-Bewohner). Dagegen wäre die Möglichkeit, Besuch zu bekommen und zu bewirten für viele BewohnerInnen ein zentraler Bestandteil eines Zuhauses. Nicht nur, dass die Containerkomplexe kaum Raum für Bewirtung und das Empfangen von Gästen ermöglicht, auch die aufwendige

Ankündigung und Dokumentation von Gästen verhindert eine Normalisierung des Alltags und des Zuhause-seins in den Tempohomes.

Während unserer Feldforschung in allen Berliner Unterkünften erfuhren wir durch Beobachtungen und Berichte, wie SozialarbeiterInnen BewohnerInnen belehrten und in deren Alltagsleben mit disziplinierenden Sätzen eingriffen: »... so wird es hier gemacht«, »... so machen wir es hier«, »du musst ... machen ...« oder »du darfst das nicht machen«. Die SozialarbeiterInnen und die Ehrenamtlichen unterstützen die Geflüchteten zwar auch bei der Bewältigung der Papierarbeit, der alltäglichen Versorgung und der Bewältigung des Alltags innerhalb und außerhalb der Unterkunft, aber ihre Präsenz und ihr oftmals pädagogisierender und disziplinierender Ton stören auch die Entwicklung eigener Alltagsroutinen, der Privatsphäre, des Wohlbefindens und der Sicherheit. Die eigentlich gut gemeinten, offen gestalteten, aber leeren und unbelebten »öffentlichen« Räume der Unterkünfte mit ihren Regel- und Verbotsschildern gekoppelt mit der Präsenz und dem disziplinierenden Verhalten der SozialarbeiterInnen und des Sicherheitspersonals generieren so eine stark institutionalisierte Struktur von »HOME« (Brun/Fabós 2015): Ein Zuhause als »HOME« kommt hier als ein disziplinierendes Gestaltungs- und Verwaltungskonzept zum Tragen, das den Spielraum für Selbstversorgungspraktiken erheblich einschränkt. Dementsprechend dienen die Container dann auch als zwar räumlich angeeignetes, aber mit wenig Emotionen und Zugehörigkeit belegtes Zuhause: als wichtige Infrastruktur für die Ankunft in der Stadt, die ein wenig Schutz, Sicherheit, Entspannung und Privatsphäre ermöglicht, aber eben nicht als emotionales Zuhause. Das uneingeschränkte Ankommen auf kognitiver, emotionaler und praktisch-physischer Ebene wird eingeschränkt, obwohl die SozialarbeiterInnen als offizielle »soziale Ankunftsinfrastruktur« gerade ja auch dieses Ankommen und Einleben und vor allem »die Integration« in die Stadt erleichtern und unterstützen sollen (Meeus et al. 2019; Simone 2004, 2009).

Die von offizieller Seite oft genannte »Passivität von traumatisierten UnterkunftsbewohnerInnen« wird an den untergenutzten und leeren Freiräumen der Unterkünfte festgemacht. Dagegen sehen wir die räumlichen Praktiken der Aneignung und resultierenden refigurierten Räume als viel diffiziler und subtiler und eben nicht den ursprünglich von Betreibern und Sozialarbeitenden vorhergesehenen Nutzungen entsprechend. Diese quasi-öffentlichen Räume werden für den Alltag anders genutzt als vorgesehen, nämlich als »private« Erweiterung der Tempohomes oder als funktionale

Zusatzräume jedoch nicht unbedingt für das geplante Sozialleben. So fand zum Zeitpunkt unseres ersten Besuchs im Tempohome Columbiadamm eine lebhaft Diskussions über weitere soziale Treffpunkte in den Unterkünften statt. Die Jugendlichen im Camp forderten eigene Räume und eine jugendgerechtere Infrastruktur: Räume und Orte, um sich auch ohne elterliche Überwachung oder Anwesenheit von Erwachsenen zu treffen, sowie eigene Räume für von ihnen initiierte oder gewünschte Aktivitäten, außerhalb der stark reglementierten und überwachten »öffentlichen« Räume zwischen den Containern. Auf der Suche nach weiterer Unterstützung wandten sich die Sozialarbeitenden und Jugendlichen an uns als ArchitektInnen, was zu einem gemeinsamen Bauworkshop führte. Es wurden Möbel und Pflanzkästen aus Holz für den privaten Gebrauch, für das zu eröffnende Café mit Spielecke sowie für das geplante Jugendzentrum gebaut, das nach Verhandlungen der Jugendlichen mit dem Betreiber am Rand des Geländes, außerhalb des Sichtfelds von Erwachsenen, entstehen sollte. Diese Bauworkshops halfen uns auch die konkreten räumliche Aneignungspraktiken *hands-on* und in Zusammenarbeit mit den BewohnerInnen zu erheben.

Fazit – Homemaking und Ankunftsinfrastrukturen in global-lokalen, temporären und dennoch alltäglichen urbanen Kontexten

Das fortlaufende Neuarrangement und Umbauen, das Dekorieren, das Aushandeln von etablierten und neuen Alltagsroutinen, das Empfangen von Gästen, das Anlegen eines Gartens, das Erkämpfen und Einrichten eines Jugendzentrums zeigen wichtige Aspekte und Dimensionen des Zuhauseemachens in refigurierten Räumen auf. Diese räumlichen Zuhauseemachen- und Sich-Einrichten-Praktiken müssen zugleich als räumliches Wissen, welches in verschiedenen Kontexten (polykontextural) und an unterschiedlichen Orten (translokal) angeeignet wurde, verstanden werden. Dabei stellt die materielle Dimension des Aushandlungsprozesses nicht nur eine Folge der sich verändernden sozialen Beziehungen dar, sondern ist zugleich ein untrennbarer Teil dessen, was wir als konkrete räumliche Praxis bezeichnen. Diese räumlichen Aneignungs- und Anpassungsprozesse spiegeln zudem auch immer die sich verändernden sozialen Beziehungen und Machtkonstellationen innerhalb und außerhalb der Flüchtlingsunterkünfte wider.

Trotz der in die Flüchtlingsunterkünfte materiell und sozial eingeschriebenen Temporalität, refigurieren diese alltäglichen Raumpraktiken der Geflüchteten die Container zu bedeutenden und zum Teil auch langfristigen alltäglichen Räumen (vgl. Hart et al. 2018; Brun/Fabós 2015; Löw/Knoblach 2019). Als routinisierte Räume der Alltagspraxis sind sie immer auch Räume, in denen bestehendes Raumwissen auf neue Erfahrungen stößt, mit diesen abgestimmt werden muss und so ebenfalls refiguriert wird. Oft resultiert dies in sehr hybriden Raumpraktiken, die wiederum den global-lokalen Alltag der Geflüchteten prägen. Die hier diskutierten räumlichen Praktiken lassen sich dann auch als Manipulationen an den grundlegenden Elementen der gebauten Ordnung lesen, die zu mehrdeutigen Anordnungen führen, die als signifikante Räume irgendwo zwischen einem Zuhause und einem vollständig kontrollierten Asylsystem verortet werden können.

In Anlehnung an Michel De Certeau (1985: 142) werden die *homemaking*-Erzählungen von Geflüchteten und die beobachteten räumlichen Praktiken, die sich immer wieder neu aus verschiedenen Fragmenten der globalen und lokalen Welt zusammensetzen und in unterschiedliche Macht- und Wissensordnungen eingebettet sind, als »provisorisch« verstanden: AkteurInnen stützen und berufen sich provisorisch auf eigene urbane und räumliche Erfahrungen und daraus generierte Wissensbestände, auch aufgrund der mangelnden Unterstützung und der offiziellen Ankunftsinfrastrukturen. Diese haben sie als hoch mobile globale und zugleich lokal-urbane Akteure zuvor und zugleich an verschiedenen Orten und in verschiedenen Räumen, und damit polykontextural gesammelt. Wir plädieren daher dafür, dieses oft sehr implizite und unausgesprochene, aber immanent wichtige Stadt- und Raumwissen als zentrale Grundlage für das Ankommen, Zuhause machen, SichEinrichten und damit den Integrationsprozess stärker zu berücksichtigen und zu würdigen.

Die triadische Konstellation von »home«, »Home« und »HOME« (Brun/Fabós 2015), die von uns als konzeptioneller Rahmen benutzt wurde, ermöglicht ein genaueres Verständnis darüber, wie konkrete räumliche Praktiken durch die multiplen und zum Teil ebenfalls polykontexturalen Modalitäten und Dimensionen des Zuhauseemachens und SichEinrichtens geprägt werden und wie konkrete räumliche Praktiken die Verhandlung von Widersprüchen und Konflikten zwischen diesen Dimensionen des *homemakings* deutlich machen.

Zuhause als »HOME« wird von den oft technokratisch operierenden Dienstleistern des Notfallmanagements ganz anders als aus Sicht der Bewohnenden verstanden, was sich in Maßnahmen, Regelwerken, Statuten, der konkreten Planung, Ordnung und den Regeln und Normen für das Zusammenleben und Wohnen in den Unterkünften widerspiegelt. So prallen die räumlichen Praktiken des *homemakings* der Geflüchteten auch immer wieder mit den »top-down« (Verwaltungsmitarbeiterin) Praktiken und Planungen der staatlichen Akteure aufeinander. Die Praktiken des Sich-Einrichtens und Zuhauseemachens der BewohnerInnen der Unterkünfte entsprechen oft nicht diesen Normen und Regeln und werden illegalisiert. Sie finden oft in Grauzonen statt, die immer wieder von der jeweiligen Toleranz der Betreiber, des Sicherheitspersonals und der Sozialarbeitenden abhängen. Manchmal führen die Einschränkungen des Migrationsregimes auch zu höchst prekären Vorstellungen und Praktiken von »home«, die letztlich in einem stark regulierten und institutionalisierten Raum in einem permanenten Schwebezustand stattfinden (Yiftachel 2009). In Anbetracht dieser Prekarität argumentieren Jason Hart et al. (2018: 377), dass

»home-making in such a setting will [not] necessarily result in acceptable, let alone desirable, long-term living conditions. Accommodation to current circumstances may be the most that is achieved for most. While refugees may reside for years in conditions of permanent temporariness and their lives become routinized, their displacement continues to constitute a situation of chronic crisis.«

In einigen Fällen können Selbstversorgungs- und Anpassungspraktiken helfen, sich auf ein Leben außerhalb der Unterkunft oder des Notfallzuhausees vorzubereiten. Viele InterviewpartnerInnen betonten ihre Fähigkeiten, eigenständig Netzwerke und Zugänge zu Bildung, Sprache, informeller oder formeller Beschäftigung herzustellen und »unternehmerisch« zu denken und zu handeln – wenn man sie nur lassen würde. Das bedeutet, dass die grundlegenden Aktivitäten und Prozesse, die Geflüchteten helfen würden, sich ein Zuhause zu errichten, in Wechselwirkung mit und in starker Abhängigkeit von den Vorstellungen staatlicher Akteure über Ankunft und Zuhause stehen. Beides zusammen bildet das, was wir »Ankunftsinfrastrukturen« nennen: Infrastrukturen, die von Geflüchteten und staatlichen Akteuren gleichermaßen mitproduziert werden und nicht nur die Ankunft

in den Unterkünften, sondern auch die Ansiedlung und Eingliederung in die weitere Stadt prägen (vgl. Meeus et al. 2019, Steigemann 2019).

Die Herstellung und Refiguration von Räumen implizieren immer auch Hierarchien und Distinktionen, was insbesondere bei der Gestaltung und Organisation von Flüchtlingsunterkünften sehr deutlich wird. Wir haben jedoch auch festgestellt, dass die alltäglichen räumlichen Praktiken und der global-lokale Alltag von Geflüchteten diese Hierarchien und Trennungen infrage stellen und verändern und sie sich Räume für, aber vor allem *durch* das alltägliche Leben aneignen. Das *homemaking* in Flüchtlingsunterbringung, als behelfsmäßiges selbst gestaltetes Zuhause durch alltägliche räumliche Praktiken von Geflüchteten, kollidiert also mit dem technokratischen Migrationsregime mit seinen offiziellen stark regulierend-kontrollierenden Architekturen (Cranston 2018). Unsere Forschung zeigt, wie wichtig es ist, die translokale Dimension von Praktiken des *homemakings* zu verstehen, wobei stets verschiedene Bestände von räumlichem Wissen mobilisiert und hybridisiert werden. Weil diese Raumpraktiken auf Raumwissensbestände zurückgehen, die an früheren Wohnorten und in unterschiedlichen Wohnformen entwickelt wurden, wird durch die räumliche Belebung der Container und Unterkünfte ein »Hier« und »Dort«, ein »Nah« und »Fern«, ein »Jetzt« und »Damals« geschaffen. Die meisten InterviewpartnerInnen sprechen von »damals in Syrien, Homs, Aleppo, Damaskus ...«, »damals«, »zu Hause«, »normalerweise«, »wie wir früher«, »wie ich/wir es tun würde/würden, wenn ...«, »früher«, »wir lebten früher wie ...«, wenn sie erklären, wie sie sich in den Unterkünften einrichten (könnten/dürften). Dieser Prozess der Verortung deutet auf eine konkrete Aneignung von Raum hin. Somit schaffen räumliche Praktiken eine mobile Organizität der Umgebung und ermöglichen Kommunikation – mit den anderen Menschen, dem Raum und den Artefakten in der Umgebung. Daher plädieren wir dafür, dass Wohnräume für Geflüchtete – als sehr wahrscheinlich langfristige BewohnerInnen Berlins – auf die räumliche Aneignung dieser ausgerichtet sein sollten, da sie als raum-zeitliche Ankunftsräume wichtige Infrastrukturen darstellen, die Integration und sozialen Zusammenhalt fördern können. Dafür benötigen wir eine genauere Betrachtung der sozialen und räumlichen Praktiken und der Orte, die für das Alltagsleben relevant sind, und müssen diese bei der Gestaltung und Entwicklung von Flüchtlingsunterkünften als inhärent städtische Räume stärker berücksichtigen.

Die räumlichen Aneignungen innerhalb der Berliner Flüchtlingsunterkünfte zeigen, wie diese bereits als »Ankunftsinfrastrukturen« (Meeus et al. 2019; Steigemann 2019) funktionieren, wenn auch in eher unbeabsichtigter und oft konfliktträchtiger Weise. Die in späteren Tempohome-Strukturen sowie in der Unterkunft Columbiadamm eingeführten Gestaltungsinnovationen erhöhen zwar in der Tat die Regeln und Vorschriften und reduzieren die Räume der Selbstversorgung weiter. Wenn wir aber die Möglichkeiten, selbstbestimmt einen »sense of home« (Low/Altman 1992) zu entwickeln, nicht nur als entscheidend für die Wiedererlangung der individuellen Rechte, Würde und Eigenverantwortung ansehen, sondern auch für die Stärkung der sozialen Kohäsion und Inklusion in der Stadt, dann sollten politische EntscheidungsträgerInnen die räumlichen Aneignungen in Unterbringungen nicht als Belästigung und Störung, sondern als einen der entscheidendsten Schritte im Ankunftsprozess anerkennen. Es bleibt dennoch die Frage, wie sich alternative Politik- und Gestaltungsansätze umsetzen ließen. Ein wichtiger Ansatzpunkt kann die aktive Förderung von Raumproduktion anstelle von Unterdrückung und/oder Ästhetisierung von Teilhabe sein. Durch das Pflanzen einer Tomate, durch die Benutzung der Zäune als Wäscheleine, durch das Stapeln von Matratzen zu einem Sofa oder durch das Anlegen eines Gartens vor den Containern machen die BewohnerInnen ihre Wohnräume wohnlich, können normalisierende Alltagsroutinen entwickeln und schaffen sich ein Zuhause – wenn auch nur für eine unvorhersehbare temporäre Zeitspanne. Weniger Kontrolle und Disziplinierung, mehr Freiraum für die Ko-produktion von privaten und öffentlichen Räumen im Rahmen transparenter Regeln könnten die Unterkünfte in produktivere Ankunftsinfrastrukturen verwandeln, die in Einklang mit und nicht im Gegensatz zu den vielfältigen Ankunftsinfrastrukturen stehen, die ohne Planungsgrundlage in der Stadt jenseits eingezäunter und abgegrenzter Flüchtlingsunterkünfte entstehen.

Literatur

- Achilli, Luigi (2015): *Syrian Refugees in Jordan: A Reality Check*. Policy Brief 02, Firenze: EUI Migration Policy Centre.
- Agier, Michel (2008): *On the Margins of the World: The Refugee Experience Today* (engl. Ausgabe). Cambridge: Polity Press.

- Agier, Michel (2010): Humanity as an Identity and Its Political Effects (A Note on Camps and Humanitarian Government). In: *Humanity: An International Journal of Human Rights, Humanitarianism, and Development*, Jg. 1, Nr. 1, S. 29-45.
- Agier, Michel (2011): *Managing the Undesirables: Refugee Camps and Humanitarian Government*. Cambridge: Polity Press.
- Agier, Michel (2016): Afterword: What Contemporary Camps Tell Us about the World to Come. In: *Humanity: An International Journal of Human Rights, Humanitarianism, and Development*, Jg. 7, Nr. 3, 459-468.
- Ahmed, Sara (1999): Home and Away: Narratives of Migration and Estrangement. In: *International Journal of Cultural Studies*, Jg. 2, Nr. 3, S. 329-347.
- Al-Kilani, Saleh (2014): A duty and a burden on Jordan. In: *Forced Migration Review*, Nr. 47, S. 30-31.
- Brun, Catherine/Fabós, Anita (2015): Making Home in Limbo: A Conceptual Framework. In: *Refuge*, Jg. 31, Nr. 1, S. 5-17.
- Cranston, Sophie (2018): Calculating the migration industries: knowing the successful expatriate in the Global Mobility Industry. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Jg. 44, Nr. 4, S. 626-643.
- Dalal, Ayham/Darweesh, Amer/Steigemann, Anna/Misselwitz, Philipp (2018): Planning the Ideal Refugee Camp? A Critical Interrogation of Recent Planning Innovations in Jordan and Germany. In: *Urban Planning*, Jg. 3, Nr. 4, S. 64-78.
- De Certeau, Michel (1985): Practices of space. In: Blonsky, Marshall (Hg.): *On signs*. Baltimore, MD: Johns Hopkins Press, S. 122-145.
- Douglas, Mary (1991), The Idea of a Home: A Kind of Space. In: *Social Research*, Jg. 58, Nr. 1, S. 287-307.
- Feldman, Ilana/Ticktin, Miriam (2010) (Hg.): *In the Name of Humanity. The Government of Threat and Care*. Durham, NC: Duke University Press.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm. L. (2017 [1967]): *Discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research*. London/New York: Routledge.
- Hart, Jason/Paszkiewicz, Natalia/Albadra, Dima (2018): Shelter as home?: Syrian homemaking in Jordanian refugee camps. In: *Human Organization*, Jg. 77, Nr. 4, S. 371-380.
- Kreichauf, René (2014): *The Fortress European City: The Socio-Spatial Exclusion of Asylum Seekers in Copenhagen, Madrid, and Berlin*, Konferenzbeitrag zur 54th Congress of the European Regional Science Association, St.

- Petersburg, August 2014. Online unter: <https://www.econstor.eu/handle/10419/124217> (zuletzt aufgerufen 3. August 2020).
- Kreichauf, René (2018): From Forced Migration to Forced Arrival: the Campization of Refugee Accommodation in European Cities. In: *Comparative migration studies*, Jg. 6, Nr. 1, S. 7.
- LAF (2017): FAQ zu den Tempohomes auf dem Tempelhofer Feld. Online unter: <https://www.berlin.de/laf/wohnen/allgemeine-informationen/tempohomes-faq/> (zuletzt aufgerufen: 29. Juli 2020).
- LAF (2019): Qualitätssicherung. Online unter: <https://www.berlin.de/laf/wohnen/informationen-zum-betrieb-von-unterkuenften/qualitaetssicherung/> (zuletzt aufgerufen 3. August 2020).
- LAF (2020): FAQ zu Tempohomes. Online unter: <https://www.berlin.de/laf/wohnen/allgemeine-informationen/tempohomes-faq/> (zuletzt aufgerufen 19. Oktober 2020)
- Low, Setha M./Altman, Irwin (1992): Place Attachment. In: Altman, Irwin/ Low, Setha M. (Hg.): *Place Attachment. Human Behavior and Environment*, Bd. 12: Advances in Theory and Research. Boston, MA: Springer, S. 1-12
- Löw, Martina/Knoblauch, Hubert (2019): The Re-Figuration of Spaces. *SFB 1265 Working Paper Series*, Nr. 1. Online unter: https://www.depositonce.tu-berlin.de/bitstream/11303/9871/4/loew_knoblauch_2019.pdf (zuletzt aufgerufen: 29. Juli 2020).
- Mallett, Shelley (2004): Understanding home: a critical review of the literature. In: *The sociological review*, Jg. 52, Nr. 1, S. 62-89.
- Massey, Doreen (1992): A place called home. In: *New formations*, Jg. 17, Nr. 3, S. 3-15.
- Massey, Doreen (1994): Double Articulation: A Place in the World. In: Bammer, Angelika (Hg.): *Displacements: Cultural Identities in Question*. Bloomington: Indiana University Press, S. 110-122.
- Meeus, Bruno/Arnaut, Karel/Van Heur, Bas (2019) (Hg.): *Arrival Infrastructures: Migration and Urban Social Mobilities*. London: Palgrave Macmillan.
- Misselwitz, Philipp (2009): *Rehabilitating Camp Cities: Community Driven Planning for Urbanised Refugee Camps*. Diss., Universität Stuttgart.
- Pallister-Wilkins, Polly (2015): The Humanitarian Politics of European Border Policing. Frontex and Border Police in Evros. In: *International Political Sociology*, Jg. 9, Nr. 1, S. 53-69.
- Sanyal, Romola (2012): Refugees and the city: An Urban Discussion. In: *Geography Compass*, Jg. 6, Nr. 11, S. 633-644.

- Sanyal, Romola (2014): Urbanizing Refuge: Interrogating Spaces of Displacement. In: *International Journal of Urban and Regional Research*, Jg. 38, Nr. 2, S. 558-572.
- Simone, AbdouMaliq (2004): People as Infrastructure: Intersecting Fragments in Johannesburg. In: *Public Culture*, Jg. 16, Nr. 3, S. 407-429.
- Simone, AbdouMaliq (2009): *City Life from Jakarta to Dakar: Movements at the Crossroads*. New York: Routledge.
- Steigemann, Anna Marie (2019): First Arrivals: The Socio-Material Development of Arrival Infrastructures in Thuringia. In: Meeus, B./Arnaut, K./Van Heur, B. (Hg.): *Arrival Infrastructures: Migration and Urban Social Mobilities*. London: Palgrave Macmillan, S. 179-205.
- Vigh, Henrik (2008): Crisis and chronicity: Anthropological perspectives on continuous conflict and decline. In: *Ethnos*, Jg. 73, Nr. 1, S. 5-24.
- Yiftachel, Oren (2009): Theoretical notes on ›gray cities‹: the coming of urban apartheid? In: *Planning Theory*, Jg. 8, Nr. 1, S. 87-99.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Räumliche Ausstattung innerhalb eines Tempohomes. Darstellung: Architectures of Asylum Team | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 2: Familienessen mit dem Tisch im Hintergrund in der Unterkunft Woltenberger Straße. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 3: Räumliche Aneignungen vor einem Tempohome. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 4-6: Raumaneignung durch den Garten mit seinem alten und neuen Standort. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2019.
- Abb. 7: Räumliche Aneignung durch das Aufhängen von Kleidung. Foto: Anna Steigemann/Philipp Misselwitz | Technische Universität Berlin 2018.

